

Die Feldbäuerin

Autor(en): **Schwendener-Egli, Martha**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **31 (1941)**

Heft 19

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-639496>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die römische Villa in Münsingen

Vielfachen Wünschen entsprechend, gab der auf dem Gebiete der Urgeschichtsforschung bestausgewiesene Professor Dr. D. Tschumi am Samstagnachmittag vor zahlreichen Interessenten einen Überblick über die Fundstätte.

Er führte dabei u. a. aus, daß das Aretal schon in römisch-feltischer Zeit besiedelt war und wir es hier in Münsingen mit einer solchen Siedelung zu tun hätten. Die Römer waren in der Minderzahl und herrschten über die Kelten. Unweit des Fundes muß sich der große Verkehrsweg befunden haben, der als wichtige Verbindung über die Engehalbinsel nach Petinesca und andererseits über die Grimsel nach Oberitalien führte. Auf dieser Straße haben die Römer nötigenfalls mit ziemlicher Schnelligkeit eingreifen können.

Bei dem Fund muß es sich um ein römisches Herrenhaus handeln, d. h. um die Badeanlage im Ostflügel des Gebäudes. Es kann angenommen werden, daß die Siedlung die eines in römischen Diensten gestandenen Legionärs war, der nach einer gewissen Dienstzeit in den Ruhestand versetzt und Veteran wurde. Die zu Tage geförderten Spuren sind sehr charakteristisch. Eine Heißluftanlage erwärmte den Baderaum.

Im römischen Bad mag der Badeprozeß folgendermaßen vor sich gegangen sein, wobei man sich zu vergegenwärtigen hat, daß hauptsächlich zur Reinigung des Körpers gebadet wurde. Zuerst begab man sich in den An- und Auskleideraum. Die Kleider wurden regelrecht geplankt. Nach der Einreibung des Körpers mit Öl und Salben schritt der Römer in das Laubbad, um sich hernach unter heißen Tuschsen zu reinigen. Von da aus gings direkt zur Abkühlung ins Kaltwasserbad und zuletzt wurde zur Wiedererwärmung noch einmal ein laues Bad genommen. Also ein ziemlich weitläufiger Reinigungsprozeß!

Der, wie schon gemeldet, mit prächtigen, gut erhaltenen, farbigen Fischfiguren aller Art gezierte Mosaikboden des Bades (Größe ca. 3×4m und 80 cm tief) weist gegen Süden zu einen halbkreisförmigen Abschluß auf. Der Boden ist eigentlich lügel gebaut worden, stand dagegen auf einem soliden Fundament. Der Mosaik ist schönste, sehr fein ausgeführte römische Arbeit. Es ist anzunehmen, daß sie von einem Künstler stammt, der sein Handwerk trefflich beherrschte. Das ungefähre Alter des Fundes setzt Professor Tschumi in das 1. und 2. Jahrhundert n. Chr. Die schöne Gestalt des Medusenhauptes ist leider wohl schon viel früher beschädigt worden.

Momentan gilt es, in erster Linie das Material so rasch wie möglich sachgemäß zu bergen und es nachher sachkundig zu restaurieren. Ob es an Ort und Stelle bleiben könne, oder im Hist. Museum zu Bern zur Schau gelange, sei ein Problem nebensächlicher Natur.

Es ist wahrscheinlich, daß das Haus nach der Völkerwanderung zerstört wurde. Leider sind bis heute weder Münzen noch andere wichtige Gegenstände zum Vorschein gekommen, wie man sie sonst bei derartigen Ausgrabungen vorfindet. Es muß daher wohl angenommen werden, daß sie bei früherer Gelegenheit bereits entwendet wurden. Es ist indessen nicht ausgeschlossen, daß bei weiterer Erdsortierung, die von sachmännischen Arbeitern besorgt wird, der Boden noch Dinge freigibt, die zu näheren Schlüssen führen können.

Nach wie vor wird der durch Pfadfinder bewachte Ort von vielen Interessenten besucht. Die Bergungsarbeiten werden in den kommenden Tagen rasch vor sich gehen. Das Terrain ist bereits vermessen worden und ein Techniker des Hist. Museums zeichnete die Figuren ab.

Die Feldbäuerin

Von Martha Schwendener-Egli

Zwei Jahre waren es her, seit der Albert die Kösi Matter aus dem Dorf als Frau zu sich ins „Feld“ holte. Die Kösi war als ledig ein fröhliches Bauernmädchen gewesen und in der ersten Zeit der jungen Ehe nahm sie ihre Hausraupflichten noch gern etwas auf die leichte Achsel; doch war sie angriffig und verstand einen bäuerlichen Haushalt zu führen. Dazu war ihre Mutter eine zu tüchtige Bäuerin, um nicht dafür zu sorgen, daß ihre Tochter das nötige Rüstzeug mitbekam.

Nun zappelte und schrie ein kleines Wesen im Kinderbettchen und die junge Mutter hatte alle Hände voll zu tun. Der Haushalt mußte gleichwohl besorgt sein, Garten und „Pflanzplätz“ gaben Arbeit und zudem mußte die Feldbäuerin beim Strafen helfen, beim „Duffewärche“. Wie froh war sie, als die Kartoffeln im Keller und das Obst auf den Hurden lag! Nun kam der Winter und dann würde sie es besser haben.

Aber das „Besserhaben“ kam und kam nicht. Jeder Tag brachte ein volles Maß Arbeit. So war es auch an jenem Samstagmorgen, als die Kösi nach einer schlaflosen Nacht — der Bub zahnte — am Morgen um 4 Uhr in die Küche trat. Dort stand auf dem „Bortubl“ die Backmulde, sorglich mit einem Tuch zugedeckt. Bald bearbeiteten Kösis Hände den Brotteig, bis ihr der Schweiß auf die Stirne trat.

Aber das Kneten war nicht alles. Im Backofen mußte Feuer angefacht werden. Sie mußte den Kuchenteig machen, Äpfel schälen, den Ofen wischen, das Brot einschließen. Zwischenhinein mußte sie die Schweine füttern, den Hühnern öffnen, 3' Morgen kochen, das Milchgeschirr waschen, die Betten machen, die Böden kehren. Und von Zeit zu Zeit eilte die Bäuerin zum Stubenwagen, wo sich der kleine Albertli mit lauter Stimme bemerkbar machte. Wohl wurde er still, wenn die Mutter sich über ihn beugte. Aber sobald sie ihm den Rücken kehrte, fing er wieder zu schreien an. „In Gottes Namen, mußt halt warten“, seufzte sie und ging an die Arbeit zurück.

Nach dem Mittagessen würde sich die Kösi gerne ein wenig länger am Tisch ausgeruht haben, doch der Bub mußte den Schoppen haben, er brauchte auch noch saubere Bindeln. Ach, wieviel gab es doch immer zu waschen! Und wie türmte sich nach jedem Essen das Geschirr — immer wieder, jeden Tag daselbe. Es war oft zum Verleiden!

Bugen sollte sie auch — es war ja Samstag. Ob es überhaupt etwas nützte? Man konnte fegen und wischen so viel man wollte — immer wieder schleppten der Albert und die Knechte den Schmutz an den Schuhen ins Haus. Sie nahmen sich auch

gar nicht in acht. Nie merkte das Mannenvolk, wenn die Stube frisch aufgeräumt war und die Platten vor dem Haus schön sauber waren. Nein, Anerkennung wurde ihr keine zuteil, und das war es ja eben, warum das Schaffen oft so schwer ging und die Lust klein war.

So sinnierte die Köfi zu ihrer Arbeit und wie mehr sie in sich hineinbaderte, um so weniger rückte die Arbeit, obschon Geschirr und Werkzeug wie wild herumschossen. Müde und abgespant saß sie nach dem Feierabend in der Stube.

Ihre Stimmung wurde nicht besser, als der Albert nach einem gebügeltten Hemd und nach den Sonntagskleidern verlangte. „Wo willst du denn hin?“ fragte sie.

„In den Bären — ein Jäschchen klopfen“, machte er, und bald darauf schritt er durch die Hofstatt, dem Dorf zu.

Köfi blieb allein in der Stube sitzen. Allein? Nein, sie hatte den Buben auf dem Schoß. Er wollte noch ein wenig „gaumet“ sein. Aber obschon der kleine Kerl jauchzte und krächte — der Mutter zwang er kein frohes Lächeln ab. Ach, es war ja so himmeltraurig. Schaffen, nichts als Schaffen konnte sie. Gar nichts hatte sie vom Leben. Und oh, oh — jetzt rannen die Tränen bachweise über die frischen Wangen und der Kopf mit dem blonden Haar sank auf den Arm über der Tischplatte.

Als ahnte er um den Schmerz der Mutter, wurde der Kleine still, schaute mit großen Augen zu ihr auf, blinzelte dann nach dem Licht, um schließlich müde einzuschlafen. Köfi legte ihn in sein Bettchen und legte sich dann selber zur Ruhe. Aber lange noch drang ein Schluchzen aus dem karrierten Rissen.

Auch der Sonntagvormittag brachte der Feldebäuerin wenig Erbauliches. Sie konnte nicht zur Kirche gehen — wer würde inzwischen den Haushalt besorgen, auf den Kleinen achten? Und am Sonntag mußte ein gutes Essen auf den Tisch. Aber eins hatte sie durchgefeszt — daß am Sonntag früher gegessen wurde. So war der Sonntagnachmittag länger und der wenigstens, der gehörte ihr. Da konnte sie den Buben ein wenig verwöhnen, manchmal auch mit ihm ins Dorf fahren „z'Visite“. Es tat jedesmal so gut, mit jemanden plaudern zu können und eigentlich hatte sie noch immer ein wenig „Längizyt“ nach dem Elternhaus. Es war dort alles viel schöner, mehr Kühe standen im Stall, das Haus war besser eingerichtet, das Wasser in der Küche, ein schöner, glatter Boden in der Stube und man sah vom Fenster aus den Verkehr auf der Straße. Ja, als ledig hatte sie es doch besser; da war ihre Mutter, die gar oft das Schwerste gemacht hatte und die sich immer zu helfen wußte.

An das alles dachte die Feldebäuerin, als sie den Kinderwagen vor sich herschob und die roten Ziegeldächer des Dorfes vor ihr auftauchten. Die alte Frau Matter musterte ihre Tochter mit scharfen Augen und obschon sie das Großkind herzte, dachte sie doch bekümmert bei sich: „Mit dem Köfi ist etwas nicht

in Ordnung.“ Und als sie bei Kaffee und „Tirgeli“ saßen meinte sie: „Was ist mit dir?“

Die Tochter wollte erst nichts zugeben, aber einmal mit dem Reden begonnen, kam es doch aus ihr heraus: „Was sollte mit mir los sein? Weiter nichts! Eh — ein wenig streng hatte ich es in der letzten Zeit. Überhaupt, ich habe immer so viel zu tun — und — und ich kann schaffen so viel ich will — kein Mensch estimiert es. Es ist manchmal zum Davonlaufen.“ Und weinend und klagend schüttete die junge Feldebäuerin ihrer Mutter das Herz aus.

Die Matterin war eine kluge Frau, die sich längst durch keinen Sturm und kein Unwetter mehr aus der Ruhe bringen ließ. Behäbig saß sie auf ihrem Stuhl, und bedächtig schaute sie auf ihre Tochter. Als das Klagelied endlich zu Ende ging und nur noch ein Schnupfen durch die schöne Bauernstube drang, da huschte ein weißes Lächeln über das wohlgenährte Gesicht der Matterin. „Schau, Köfi, so hat man es halt, wenn man jung ist. Da möchte man für alles gerühmt sein. Später gibt man auf solches nicht mehr viel. Man tut dann einfach seine Pflicht und merkt noch bald, daß gerade darin der Wert des Lebens liegt.“

Noch lange redete die Mutter auf ihre Tochter ein, gab ihr zu bedenken, daß sie doch für sich und ihre Familie schaffe, daß der Hof auf dem „Feld“, wenn auch kein überaus großer, doch ein schönes „Heimet“ sei, der Boden gut und das Haus recht im Stand. Wenn auch noch gar manches zu machen und einzurichten wäre — auf das käme es ja zu guter Letzt nicht an. Die Hauptsache sei doch, daß sie und der Albert gut zusammen auskämen, und wenn er jetzt auch hie und da zu einem Jäschchen gehe, so müsse sie nicht gleich so tun. Er sei doch kein Trinker — im Gegenteil, er schaffe und radere ja genug und da solle sie ihm doch auch eine Abwechslung gönnen. Und sie habe nun den Buben und zum Leben genug.

„Tue die Augen auf und schau auch aufs Schöne — das gibt's überall“, ermahnte sie die Tochter beim Weggehen, und als die junge Bäuerin sich dem „Feld“ näherte, als das Heim so schön in der untergehenden Sonne lag, die Fenster blühten und blinkten, als sie über die Schwelle — über ihre Schwelle ins Haus trat und ihr Mann gemütlich in der heimeligen Stube saß, da wurde ihr ganz wohl ums Herz. Ihr Gruß klang fröhlich, und freudig ging sie an die Arbeit. Beim Lampenschein besprachen die beiden Feldleuten noch die Vorkehrungen für das Frühjahr, für Wiesland und Acker, für Stall und Scheune, für Haus und Garten, und als der Bauer den Kalender zuklappte und wohlüberlegt die Worte aus seinem Munde kamen: „Wenn wir ein wenig Glück haben, sollten wir schon vorwärts kommen“, da antwortete die Bäuerin: „Will's Gott, haben wir Glück — drinnen und draußen!“

Glück

Märchen von Paul Grim

Unweit der Hasler-Höhle kauerte ein junger Mensch im Zwergkiefergestrüpp. Es war ein Sohn von armen Leuten, der seine Studien infolge Geldknappheit hatte abbrechen müssen. Da er aber ein kluger Bursche war, kauerte er hier im Gestrüpp. In alten Schriften hatte er gelesen, wie man das Glück erjagen könne. Am Heinrichstage müsse man Leimruten in der Nähe der Hasler-Höhle aufstellen. Zwerge kämen aus dem Innern des Berges, und wenn einem das Glück gewogen sei, so gingen die Heinzelmännchen auf den Leim, wären einem dann tributpflichtig und würden einem zum Glück verhelfen. Stundenlang schon wartete der Bursche, im niedern Gebüsch liegend. Nichts

regte sich, erst, als er schon wieder heimwärts gehen wollte, vernahm er leises Rascheln und Raunen, ein seltsames Huscheln und Tuscheln, trip, trip, trap, trap, da erschienen unter den Tannen die kleinen Männchen. Es waren pudrige Kerlchen mit langwallenden Bärten und für ihre Größe unverhältnismäßig großen Köpfen.

Eitel, von Gold und Silber strahlend, trat eine Gruppe in besonders feierlichem Zuge hervor. Gemessen und feierlichen Schrittes ging unter einem güldenen Baldachin ein Zwergkönigpaar. Vor ihm tänzelte ein wunderfames Gnomemännchen mit Schellenkappe und Bretsche grazios hin und her, nur